

Prolog



Der junge Mann liegt auf dem Rücken. Sein gesamter Körper scheint zu schweben, während er die Zigarette zwischen die Lippen führt, inhaliert und den Rauch, den er nicht mal mehr schmecken kann, auspustet. Achtlos tippt er die Asche auf das dunkle Leder der Couchlandschaft und sieht dem Qualm beim Emporsteigen zu. Die Szenerie scheint nicht weiter ungewöhnlich. Ein junger Mann, offenbar für wenige Augenblicke versuchend abzuschalten in einem Haus, das einem Palast gleicht und doch so einsam wie riesig ist. Wenn man von der Tatsache absieht, dass er nichts weiter als feuchte Luft auf seiner scheinbar makellosen Haut trägt und ein junges, ebenfalls nacktes Mädchen über seine Mitte gebeugt ist, würde dieses Schauspiel nicht weiter obszön oder gar anzüglich auf einen Beobachter wirken. Er scheint nicht bei der Sache zu sein, schon fast gelangweilt, und das, obwohl sie sich die größte Mühe gibt. Ihre zarten Beine knien rechts und links neben seinen und die Hände werden auf seine Lenden gestützt. Wohlbedacht, ihm dabei nicht wehzutun oder ihn zu stören. Er würdigt sie

keines Blickes, die Schwaden in der abgestandenen Luft wirken interessanter auf ihn. Damit beleidigt er sie und ihr Können, dessen ist er sich bewusst. Aber zu leugnen, dass sie ihn nicht beeindrucken kann, wäre zwecklos und im schlimmsten Falle sogar kräfteraubend. Daher lässt er sie machen, zieht nun stärker am mittlerweile minimierten Zigarettenstummel und wartet geduldig, bis sie aufgibt. Als sie schließlich von ihm ablässt und sich schweigend aufrichtet, atmet er tief ein und schließt die Augen. Eine Zeitlang verharrt er in dieser Pose und wünscht sich, dass sie diese stumme Aufforderung versteht, aber das tut sie nicht. Seufzend, aber kaum hörbar öffnet er wieder die Augen und blickt sie an. Sie hockt nun neben ihm, die Knie an die nackten Brüste gezogen, das etwas zause blonde Haar auf die Schultern fallend. Sie ist ein außerordentlich hübsches Mädchen mit ihren hohen Wangenknochen, den vollen Lippen und der kleinen Nase. Das hat ihn gereizt, weswegen es nun umso enttäuschender ist, dass sie seine Erwartungen nicht mal ansatzweise erfüllen konnte. Er hatte sich mehr von ihr versprochen. Nun schnipst er den letzten Rest Grau weg und verschränkt die Hände im Nacken. Sie sieht ihn an, erwartungsvoll. Er ist nicht mal mehr in einem erregten Zustand und setzt sich auf. Kühl sowie deutlich küsst er sie auf die erhitzte Wange, wodurch sie endlich beginnt zu verstehen. Wortlos

steht sie auf, streicht sich über den nackten rechten Oberschenkel, bevor sie ein letztes Mal seinen Blick sucht. Ihre Unsicherheit sieht man ihr an, doch er empfindet keinerlei Mitleid mit ihr. Wieso kann sie nicht einfach verschwinden? Versteht sie nicht, dass er sie nicht mehr bei sich haben will? Vermutlich spukt noch ein kleines bisschen Hoffnung in ihrem schönen Köpfchen, dass er sie trotzdem wiedersehen will. Dass er sagt, heute sei einfach nicht sein Tag, aber sie sei wunderbar und er wolle sie wiedersehen. Immerhin ist auch er ein ungewöhnlich attraktiver, junger Mann, weswegen sie sehr stolz war, als er sie mit zu sich nach Hause nahm. Sie hatte ihren Freundinnen in der Bar zugezwinkert, die als Antwort anrücklich mit den Augenbrauen wackelten und ihre Zungen über die Lippen gleiten ließen. Wahrscheinlich wären sie auch gerne von ihm auserwählt worden. Von ihm, mit seiner überdurchschnittlichen Größe, dem breiten Kreuz und dem dunklen Haar, das seine hellen Augen betonte. Aber er hatte sich für *sie* entschieden. So glücklich sie anfangs darüber war, so gedemütigt fühlt sie sich jetzt, weswegen sie es aufgibt, ihn so unterwürfig anzusehen, um sich schleunigst aus dem Staub zu machen. Sie wird noch die ganze Nacht weinen, so benutzt fühlt sie sich.

Da sie sich nun umdreht, ihre verstreute Kleidung auf den dunklen Bambusdielen zusammensucht

und die Schritte langsam verhallen, greift er nach seinem Smartphone, das er vorhin auf dem gläsernen Couchtisch abgelegt hat. Noch immer liegt der knapp formulierte Zettel neben der Fernbedienung mit den mehr als lieblosen und schlichtweg der Information dienenden Worten seines Vaters. Bargeld hat er ihm keines dagelassen, schließlich hat er eine Kreditkarte und Dank monatlicher Überweisungen keinen Bedarf an Cash. Scheine für eine Hure braucht er auch nicht, die Mädchen würden eher ihm welche dafür geben, als er ihnen. Die kleine Blonde ist schließlich auch einfach so mit ihm mitgegangen, obwohl er sich nicht mal sonderlich Mühe gegeben hatte, ihr schöne Augen zu machen. Doch nun langweilt er sich noch mehr als bei ihrem Blowjob und stellt fest, dass es noch nicht allzu spät ist. Mitternacht hat erst vor Kurzem geschlagen und er hat noch einige Stunden im wachen Zustand vor sich, das weiß er. Schon seit er ein kleines Kind ist, schläft er schlecht, fühlt sich dauerhaft wach und denkt vor dem Sonnenaufgang gar nicht daran, zu Bett zu gehen. Daher kommt es ihm wie gelegen, dass seine Freunde, mit denen er vorhin noch auf einer Party war, ihn genau in diesem Moment anrufen. Obwohl er sich vorgenommen hatte, nicht mehr Ja zu sagen, lässt er sich nun doch zu ihrer recht neuen Freizeitbeschäftigung überreden. Außerdem hatten sie zu dritt nicht viel

vom gemeinsamen Abend gehabt, da jeder recht früh mit einem Mädchen zu sich nach Hause abgezogen war. Wie sollte er da nun Nein sagen?

Es ist nicht mehr als ein Scherz, man mag es jugendlichen Leichtsinn und chronische Unterbelastung von reichen Schnöseln nennen, sofern man die Vorgeschichte der Freunde nicht kennt. Das Einsteigen und Verwüsten eines fremden Hauses ist in seiner Gruppe ein Ablenkungsmanöver von einer ganz anderen Beschäftigung geworden. Auch wenn er jetzt noch nicht weiß, dass sich der Ausgang dieses Spaßes in der heutigen Nacht anders gestalten wird als sonst.





Vor vierzehn Jahren

Wahrscheinlich war es der schlimmste Tag im Leben des Sechsjährigen, was keinesfalls daran lag, dass der Himmel wolkenverhangen war und der Wind wie ein heulender Geist sein Unwesen trieb. Es lag auch nicht daran, dass der kleine Junge heute noch nichts gegessen hatte, weil er und sein Vater in der Früh einen Anruf erhalten hatten, der sie dazu brachte, umgehend ins Auto zu steigen und ins Krankenhaus zu fahren. Und nein, es lag auch nicht an seinem aufgeschürften Knie, auf dem mittlerweile ein Pflaster mit bunten Teddybären klebte. Er war auf dem Parkplatz gestolpert, weil seine Finger zu sehr gezittert hatten, um seine Schnürsenkel zu binden. Aber das alles war nicht der Grund dafür, dass dieser Tag der schmerzhafteste war, den er je erlebt hatte.

Sie lag im Sterben, seine Mutter. Eigentlich tat sie das schon seit einiger Zeit. Eigentlich schon, seit er denken konnte. Als er gerade laufen lernte, fing sie an, über Schmerzen in der Brust zu klagen. An das rasselnde, schreckliche Geräusch, das ihre Lunge nur

ein paar Wochen später begann von sich zu geben, würde er sich selbst noch erinnern können, wenn er hundert Jahre alt war. Damals war er zu jung, um zu verstehen, dass seine geliebte Mutter schwer krank war, aber er verstand sehr wohl, dass sie litt. Sie litt so sehr.

Anfangs gab es noch so etwas wie Hoffnung. Die Chemo schlug an, sie verlor zwar ihr langes schwarzes Haar, aber noch längst nicht das Leuchten ihrer hellgrauen Augen. Mittlerweile war es erloschen, das Leuchten, und ihr Blick war müde geworden. Sie war schrecklich müde und kraftlos. Hätte sie nicht ihren kleinen, wunderschönen Sohn und ihren liebevollen, vielleicht etwas überarbeiteten Mann, hätte sie sich wohl schon längst der Schläfrigkeit hingegeben. Doch jetzt hatte sie aufgegeben, auch wenn sie ihrem Kind versprochen hatte, genau das nie zu tun. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, ihm zu schwören, dass sie es schaffen würde, aber sie liebte ihn so, so sehr.

Und so war es sein hübsches, kindliches Gesicht, das sie zuletzt sah, bevor sie aufhörte zu sehen, aufhörte zu atmen und aufhörte zu leiden.

Wenn man nun glaubt, dass es nach solch einem furchtbaren Tag für ein Kind, das gerade den Kindergarten verlassen hat, nur noch besser werden kann, dann irrt man. Es wurde nicht besser. Nur gewöhnlicher. Der Schmerz wurde zu einer Dauererscheinung des einst so fröhlichen Jungen. Er hatte seine Mutter

so sehr geliebt und doch hatte er sie nicht vor dem Tod beschützen können, der gierig seine Hände nach ihr ausgestreckt hatte. Sie hatte ihn immer beschützt, doch er war nicht in der Lage gewesen, das Gleiche für sie zu tun.

Die Trauer wich Zorn. Er wurde furchtbar zornig nach einer Zeit. So zornig, dass er bald nicht mehr zur Schule gehen konnte. Nicht, weil er mit dem Stoff nicht zurechtkam, nein – tatsächlich war er ein äußerst intelligentes Kind –, sondern weil er gefährlich wurde. Anfangs waren es nur, vermeintlich aus Übermut, Schubser, die sich rasch zu Prügeleien mit seinen Mitschülern entwickelten. Der Schmerz pulsierte mit solch einer Kraft in seiner schmalen Brust, dass er hoffte, ihn loswerden zu können, wenn er sich selbst losließ und Sachen tat, die er zuvor nie getan hatte. Es war nicht so, dass es ihm gefiel, anderen wehzutun, dafür war er viel zu sehr das Kind seiner Mutter. Aber er wurde blind, blind vor Wut und Schmerz. Meistens merkte er erst, was er angerichtet hatte, wenn er selbst oder das andere Kind mit einer blutigen Nase oder einem gebrochenen Arm am Boden lag. Zu Anfang erschreckte er sich noch vor sich selbst und dem, wozu er fähig war, doch irgendwann stellte er fest, dass es angenehm war. Weil das körperliche Leid oder die Bestrafungen für sein Handeln für einen Moment präsenter waren als der Krieg, der in seinem Inneren loderte.

Nachdem ein Mädchen unter mysteriösen Umständen eine Treppe hinuntergestürzt war und sich dabei das Bein gebrochen und eine Platzwunde zugezogen hatte, musste er die Schule verlassen. Fortan wurde er privat unterrichtet, so, wie sein Vater es eigentlich immer gewollt hatte. Seine Mutter war diejenige, die sich dagegen ausgesprochen hatte, weil sie wollte, dass ihr Sohn normal aufwuchs, auch wenn seine Eltern mehr Geld als die meisten hatten. Jetzt war sie tot und zu ihrem Jungen kam jeden Tag ein Lehrer nach Hause, in das palastartige, prächtige Gebäude, das trotz all seiner kostbaren und teuren Möbel und Gemälde vollkommen arm war. Es war leer, weil die Liebe fehlte.

Vielleicht war es die Schuld seines Vaters, dass er so geworden war. Er hätte für ihn da sein müssen, aber wie soll man für jemanden da sein, wenn man nicht mal mit der eigenen Trauer fertig wird? Das Ergebnis waren zahllose Nächte, in denen er sich in seiner Firma in Arbeit stürzte, und ein Haus, das bald nur noch von einem Kind bewohnt wurde, das gerade in dieser Zeit nicht hätte allein sein sollen. Es tat ihm leid, dass er sein eigen Fleisch und Blut so im Stich ließ, aber er konnte nicht anders. Um sein schlechtes Gewissen irgendwie zu beruhigen, machte er ihm teure Geschenke, überwies ein mehr als übertriebenes Taschengeld und sorgte dafür, dass sein Junge keinen Finger im Haushalt rühren musste.

Das machte die Sache nicht besser, nicht mal ein bisschen, aber es betäubte den Schmerz zumindest eine Zeitlang. Zumindest, bis er abends von der Haushälterin ins Bett gebracht, zugedeckt und allein gelassen wurde. Und – das wurde ihm immer wieder bewusst, auch wenn er sich dafür schämte – es tat nicht annähernd so gut wie die Prügeleien mit seinen ehemaligen Mitschülern. Der Schmerz verkroch sich in ihm, bis das Licht ausgeschaltet wurde und er die Augen schloss. Dann meldete er sich wieder, wand sich eng in seiner Brust und schnürte ihm die Luft ab. Als hätte jemand einen Schraubstock um seine Lunge gelegt. So musste sich seine Mutter gefühlt haben, als sie von innen langsam vom Krebs zerfressen wurde, und doch konnte der Kleine sich nicht vorstellen, dass irgendjemand auch nur ansatzweise das nachempfinden konnte, was er Nacht für Nacht erlebte.

Er schlief nicht, zumindest nicht richtig. Manchmal lag er bis zum Morgengrauen wach und kämpfte sich mit roten, brennenden Augen und schmerzenden Gliedern aus dem Bett, vollkommen unfähig auch nur ein Auge zuzumachen, obwohl er doch so unglaublich müde war.

Er starb, vielleicht nicht körperlich, aber innerlich starb er. Das Kind, das Leuchten, das einst in ihm gelebt und mit den Sternen getanzt hatte, starb. Jeden Tag wurde er ein bisschen kälter, ein bisschen grausamer, ein bisschen weniger lebendig. Er war

gemein zu den Menschen, zu denen er überhaupt noch Kontakt hatte, weswegen sein Umfeld jegliche Annäherungen irgendwann gänzlich einstellte.

Dabei war Nähe genau das, was er so dringend brauchte. Er brauchte seine Mutter und er brauchte seinen Vater, die beide irgendwie aus seinem Leben verschwunden waren, weswegen er all das verlor, was ihn einst zu dem gemacht hatte, was er war: Er war glücklich gewesen. Er war einmal so glücklich gewesen.

Nicht mal ein Jahr, nachdem seine Mutter ihn verlassen hatte, war er so weit vom Glücklichen entfernt, dass er in psychologische Betreuung gebracht werden musste. Nicht sein Vater war es, der erkannte, dass sein Sohn eine Therapie, dass er Hilfe brauchte, sondern die Angestellten, die nach und nach kündigten, weil sie das Leid nicht mehr mit ansehen konnten. Und weil er giftig war zu ihnen, obwohl er dafür nichts konnte. Die Haushälterin, die zuletzt die Flucht ergriff, benachrichtigte die richtigen Leute, die sich um den kleinen, gebrochenen Jungen kümmerten.

Zumindest versuchten sie es, wenn auch mit wenig Erfolg. Es war das letzte Mal für einige Jahre, dass jemand sich für sein Leben interessierte. So sehr er sich auch versuchte zu öffnen, es gelang ihm nicht. Er konnte nicht. Er konnte einfach nicht mit ihnen sprechen. Er konnte nicht mal weinen, wenn die Frau

einmal in der Woche zu ihm kam, sich mit ihm in sein vollgestopftes, aber lebloses Kinderzimmer setzte und versuchte, ihm zu helfen. Obwohl sein Vater sie gut bezahlte, war sie nicht erfolgreich. Auch sie verließ ihn nach einiger Zeit. Das letzte bisschen Hoffnung, dass sie es irgendwie auf einem sanften Weg schaffen würden, ihn aus den Tiefen seiner eigenen Finsternis zu holen, verschwand.

Kurz bevor er in eine Einrichtung eingewiesen werden konnte, die man als seine letzte Rettung bezeichnete, lernte er jedoch Erik kennen.

Und dann wurde alles besser.





Mit geschlossenen Augen und weit von mir gestreckten Armen und Beinen spüre ich, wie ich langsam an die Oberfläche steige. Blinzeln lasse ich das brennende Chlorwasser an meine empfindliche Hornhaut. Kleine Luftblasen schweben in tanzenden Pirouetten empor und überholen mich. Dieser Anblick macht meine brennenden Augen allemal wieder wett. Mein Atem neigt sich dem Ende zu, weswegen ich mit einem kräftigen Stoß gegen den Fliesenboden des Pools die Wasseroberfläche durchbreche und scharf die kalte Luft einziehe. Über mir tut sich der nächtliche Sternenhimmel Stockholms auf. Meine Brust hebt und senkt sich kraftvoll, wobei ich feststelle, dass sich die Wärme des Sommertages bereits zu einem großen Teil verflüchtigt hat. Die Wassertemperatur scheint sogar höher als die Lufttemperatur zu sein und wenn ich nicht so müde wäre und meinen Eltern nicht versprochen hätte, nicht allzu spät schlafen zu gehen, wäre ich wohl in den zarten Wellen geblieben. So aber wate ich mit langen Zügen an den Beckenrand und steige die Leiter herauf. Das Handtuch, das

auf der nackten Liege auf mich wartet, schlinge ich sofort um meinen Körper und versuche das fröstelnde Zittern zu unterdrücken. Nachts ist meine Lieblingszeit, weil die Stille im gesamten Haus viel erträglicher ist. Ich rede mir dann gerne ein, dass es nur so ruhig ist, weil alle schlafen und nicht, weil ich mal wieder die Einzige bin, die zu Hause ist. Vor der Dunkelheit fürchte ich mich nicht, auch nicht vor dem Alleinsein. Eigentlich bin ich vielmehr enttäuscht. Enttäuscht, dass ich so im Stich gelassen werde von den einzigen Menschen, die ich habe, weil scheinbar alles wichtiger ist als das eigene Kind. Deswegen stelle ich mir nachts, wenn kein Ton zu hören ist, gerne vor, dass meine Mutter und mein Vater einfach *zusammen* im Bett liegen und schlafen. Ich male mir ein Stück heile Welt, doch sobald der Tag anbricht, gebe ich es auf, mir selbst was vorzumachen. Aber jetzt ist es kalt und ich bin müde. Daher beeile ich mich, über die Terrasse ins Haus zu kommen. Die Schiebetür ist noch offen und drinnen bedanke ich mich mal wieder stumm, dass wir eine Fußbodenheizung haben. Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, dass ich mein Versprechen schon jetzt mehr oder weniger gebrochen habe. Es ist nach Mitternacht und ich grummele mal wieder in mich hinein bei dem Gedanken, dass meine Eltern sich jetzt wahrscheinlich in irgendeinem Hotelzimmer vergnügen. Getrennt natürlich und mit

unterschiedlichen Partnern. Es ist kein Geheimnis, dass sie seit ihrer mehr oder minder vollzogenen Scheidung immer zur selben Zeit in den Urlaub oder wie in diesem Fall auf einen Wochenendtrip fahren, um dem jeweils anderen eins reinzuwürgen. Das ist schlichtweg dämlich und führt am Ende doch wieder nur ins Nichts. Sie kommen zurück, ziehen in ihre übertriebenen, aber zugegebenermaßen sehr annehmbaren Bleiben ein und versuchen, über mich zu vermitteln. Das läuft dann immer so ab, dass ich bei meinem monatlichen Umzug in Papas Villa oder Mamas Apartment ausgequetscht werde über das Befinden des Anderen, die jeweilig aktuelle Affäre, die ich sowieso nie kennenlerne, und auch ja kein gutes Haar an ihm lassen darf. Damit versuchen sie mich zu manipulieren und vor allem sich selbst, indem sie sich einreden, dass sie sich nach der Trennung viel besser und glücklicher entwickelt hätten als der ehemalige Partner. Es ist schon ziemlich kompliziert. Einerseits kann ich einfach nicht glauben, dass sie sich abgrundtief hassen und andererseits schließe ich so etwas wie Liebe oder Zuneigung zwischen ihnen klar aus. Für dieses Auseinanderdriften gibt es ja nicht mal einen expliziten Grund, nein, das hat sich einfach so entwickelt. Sagen sie zumindest. Vielleicht ist Mama auch ganz klischeemäßig mit dem Gärtner ins Bett oder Papa hat sich ein paar schöne Stunden

mit einer Angestellten gemacht. Aber wenn sie einander egal wären, würden sie dann nicht aufhören, so viel Wert darauf zu geben, wie der andere einen sieht? Würden sie wirklich keinerlei Gefühle mehr füreinander empfinden, könnte doch jeder seinen eigenen Weg gehen. Sie müssten sich ja nicht mal sehen, solange es nicht um mich geht, denn ich werde für immer ihrer beider Tochter sein, was sie aber anscheinend nicht als Anlass sehen, sich zu vertragen, sondern ausnutzen, um sich fertigzumachen. Doch um ehrlich zu sein, interessiert mich das nicht wirklich. Solange sie mir ihren Willen nicht aufzwingen, ist es mir ziemlich egal, wie stark sie übereinander lästern. Das geht ja immerhin seit schon fast drei Jahren so und irgendwann gewöhnt man sich daran. Ich kann froh sein, dass ich keine Geschwister habe. Dann würde dieser kleine Krieg ja auch noch mehrspurig werden und das brauche ich nun wirklich nicht.

Im Moment sehne ich mich einfach nach nicht mehr als einer heißen Dusche und mache mir nicht die Mühe, nach Schuhen für meine nassen Füße zu suchen, bevor ich durch das große Wohnzimmer laufe und die Treppe nach oben benutze. Die Fußabdrücke auf dem langen Flur werden schon wieder trocknen, außerdem friere ich furchtbar, weswegen ich schnell ins Bad husche. Das Handtuch fällt zu Boden und ich schlüpfe aus meinem Bikini, den

ich ins Waschbecken schleudere. Eigentlich ist es ja albern, dass ich das Teil überhaupt anziehe. Mich kann niemand beobachten, wenn ich schwimmen gehe, weil das Grundstück riesig und abgeschirmt ist, aber irgendwie fühle ich mich nackt trotzdem unwohl. Nicht mal meine Eltern haben mich ohne Klamotten sehen dürfen, seit mir Brüste und andere Sachen gewachsen sind, die zeigen, dass ich zur Frau werde. Nicht, dass ich mich hässlich fühle, aber ich muss mich ja nicht jedem präsentieren.

Der heiße Regenwaldstrahl der überteuerten Brause beruhigt ungemein, während ich beginne, die sich immer wieder einschleichenden Knoten in meinen dunklen Haaren zu lösen. Irgendwann gebe ich auf und stelle den Strahl ab. Mit einem frischen Handtuch bewaffnet trockne ich mich ab, verlasse eilig das Bad und gehe in mein Zimmer, wo ich meine kurze Schlafhose und das ausgewaschene Shirt anziehe. Unschlüssig stehe ich vor meinem Spiegel und beschließe dann doch noch, einen Föhn zu benutzen. Meine Bettwäsche saugt sich immer so schnell voll und einmal hat das sogar angefangen zu schimmeln, weil es nicht ordentlich getrocknet ist, wovon mein Vater nicht gerade begeistert war.

Meine viel zu dicken Strähnen brauchen lange, bis das komplette Wasser weggepustet ist. Erst nach einer viertel Stunde, die ich vor meinem Schminktisch stehend verbringe und in der ich

fast einschlafe, bin ich fertig. Kurz überlege ich, beschließe dann aber, mal ganz mutig zu sein, und schalte meine Deckenlampe sofort aus, ohne mein Handy, das auf dem Nachttisch liegt, als Leuchter zu nutzen. Außerdem habe ich das vorhin vor dem Schwimmengehen sowieso vergessen aufzuladen. Macht nichts, mir schreibt eh keiner. Mit einem fast perfekten Hechtsprung lande ich in meinem Bett und versuche, ohne was zu sehen, das Wirrwarr meiner Decke zu entknoten. Doch etwas lässt mich in meiner Mission innehalten. Etwas, das ich erst für Einbildung halte. Unten ist irgendwas. Etwas rumpelt und dann ist es wieder kurz still. Sekunden später birst Glas, was mich zusammenzucken lässt.

Eindeutig, in das Haus meines Vaters wird gerade eingebrochen und ich hocke hier in meinem Bett und schaffe es nicht, mich zu bewegen. Erst beim nächsten lauten Krachen entkrampfen sich meine angespannten Muskeln wieder und ich verfluche mich tausend Mal dafür, dass mein Handyakku gleich null ist und das Telefon unten in der Ladestation stecken müsste. Herzlichen Glückwunsch, richtig gut gemacht. Kopfschüttelnd taste ich links neben mir nach dem Schalter, bis ich endlich meine Nachttischlampe gefunden und angemacht habe. Ich muss dringend irgendwie Hilfe holen. Wenn keiner den oder die Typen beim Einsteigen beobachtet hat, ist es unwahrscheinlich, dass man

sie jetzt noch bemerken wird. Die Grundstücke in diesem Viertel sind wie gesagt groß und die Häuser nicht Tür an Tür. Man muss schon gewaltig Lärm machen, damit von einem Kenntnis genommen wird. Und so blöd sind die bestimmt nicht. Warum zur Hölle ist eigentlich die Alarmanlage nicht losgegangen? Die macht einen Heidenlärm und verständigt gleichzeitig die Polizei, doch genau in diesem Moment, in dem sie das erste Mal wirklich gebraucht wird, macht sie keinen Pieps.

Mein Blick wandert zum Fenster. Ich zwingen mich, ruhiger zu atmen. Wenn ich nicht gleich ermordet werden sollte, sterbe ich womöglich noch an einem Kreislaufkollaps und das wäre ein ziemlich lächerlicher Tod. Langsam, darauf bedacht, so wenig Geräusche wie möglich zu machen, die mich verraten könnten, schleiche ich an die große Glasfront. Springen fällt schon mal aus, mein Zimmer ist in der zweiten Etage und ich würde wohl ziemlich ungemütlich und nach erst ungefähr sieben, acht Metern aufkommen. Und mit einem gebrochenen Bein, geschweige denn Genick flüchtet es sich recht schlecht. Vielleicht schaffe ich es ja, mich unbemerkt nach unten zu stehlen und irgendwie über die Terrasse nach draußen zu gelangen. Wenn die nicht ganz bescheuert sind, werden sie sich ja bestimmt denken können, dass mein Vater seine Wertsachen in seinem Schlafzimmer aufbewahrt,

und das ist direkt neben der Küche und dem dazu offen durchgängigen Wohnzimmer. Obwohl ich bis heute nicht weiß, warum mein Vater das so hat bauen lassen, danke ich ihm jetzt dafür, denn es stellt meine einzige Möglichkeit dar, hier rauszukommen. Vielleicht kann ich im Vorbeigehen noch das Telefon einstecken und draußen die Polizei rufen. Das wäre natürlich optimal. Da kommt mir ein ziemlich blöder, aber durchaus berechtigter Gedanke: Ich trage keinen BH. Und obwohl ich eigentlich keine Zeit dazu habe, haste ich nochmal an meinen Schrank und ziehe einen heraus, um ihn schnell überzustreifen. Ich meine, was ist denn, wenn ich später halbnackt und mit nur durch dünnen Stoff bedeckten Brüsten einem Polizisten erzählen muss, was vorgefallen ist. Es ist total albern, aber ich traue mich ja nicht mal, in meinem, zumindest bis vorhin, leeren Haus nackt baden zu gehen.

Unten wird es immer lauter. Immer mal wieder scheppert oder kracht es gewaltig, wodurch mich eine Gänsehaut überkommt. Kopfschüttelnd erinnere ich mich daran, was ich vorhabe und dass mir womöglich nur noch wenig Zeit bleibt. Bedacht auf Lautlosigkeit schleiche ich zur Tür und will gerade die Klinke herabdrücken, als mir jemand von außen zuvorkommt und die untere Kante der Holzplatte gegen meinen nackten Fuß knallt. Fluchend springe ich auf dem unversehrten Fuß zurück

und versuche, den Schmerz mit Schimpfworten zu vertreiben. So wohlerzogen bin ich dann doch wieder nicht. Erst nach einigen Sekunden kann ich meinem Gegenüber in die Augen sehen und erkenne erst ziemliche Verwirrung und dann etwas Dunkles in ihnen. Es ist ein junger Mann, vielleicht so alt wie ich oder ein bisschen älter.

»Was machst du denn hier?«, knurrt er. Der Rhythmus in meiner Brust kommt für einen Takt durcheinander vor Angst. Vergessen ist mein Fuß, ich kann ihn nur noch anstarren und hoffen, nicht gleich umzukippen. Meine Güte, wieso bin ich so ein Angsthase?

»Wohnen«, presse ich atemlos hervor, weil ich das Gefühl habe, irgendwas sagen zu müssen. Seine Haltung verändert sich. Wahrscheinlich wäre das der richtige Augenblick, um irgendeinen coolen Selbstverteidigungs-Move zu machen, aber an so einem Kurs habe ich nie teilgenommen, weswegen ich nur dastehe und unter seinem Blick immer kleiner werde. Er ist mindestens einen Kopf größer als ich und seine breiten Schultern scheinen fast den gesamten Türrahmen auszufüllen. Vermutlich würde ich ihn sonst ziemlich attraktiv finden, aber der Kerl ist gerade in mein Haus eingebrochen und funkelt mich jetzt mit solch einer Wut an, dass man meinen könnte, *ich* wäre in *sein* Haus eingestiegen. Verdammt, ist der einschüchternd.

»Das tut mir auf jeden Fall schon fast leid für dich.« Was will er jetzt damit sagen? Er macht einen Schritt auf mich zu und ich weiche ihm synchron nach hinten aus. Der Moment ist gekommen, in dem ich wirklich was tun muss. Wenn ich ihn schlaege oder trete, gebe ich ihm vielleicht die Möglichkeit, mein Hand- oder Fußgelenk zu greifen, daher verwerfe ich diese Idee und beschliesse, einfach an ihm vorbeizuhasten und durch die geöffnete Tür zu sprinten. Außerdem bin ich in Selbstverteidigung wie gesagt eine Niete. Aber ich bin nicht besonders groß und schmal, was mir vielleicht ermöglicht, an ihm vorbeizuschlüpfen.

Funktioniert theoretisch einwandfrei, in der praktischen Umsetzung finden sich aber einige Schwächen. Um genau zu sein, bin ich nicht schnell oder er nicht überrumpelt genug, weswegen er einen Zipfel meines Oberteils zu greifen bekommt und mich zurückzieht. Ein kleines und mehr als überhebliches Grinsen schleicht sich auf sein Gesicht, nur der Ausdruck seiner Augen bleibt unergründlich. Gut, jetzt habe ich ohnehin nichts mehr zu verlieren und da ich eine ziemlich günstige Position besetze, hole ich aus und ramme mein Knie in seine Körpermitte, was uns beide überrascht. Jetzt ist er es, der flucht. Damit hat er wohl nicht gerechnet und in dieser Sekunde der Schwäche und Unachtsamkeit lässt er mich los und ich laufe.

Mein Zimmer ist nah an der Treppe nach unten. Ich richte meinen Blick auf meine Füße, um nicht zu stolpern, was gar nicht so einfach ist, weil ich vor Aufregung bebe. Meine Hände wandern rechts und links das Geländer herab, während ich von oben einen Schrei und stampfende Schritte wahrnehme. Mein Herz macht einen ängstlichen Satz. Bis zur Tür ist es nicht mehr weit. Die Terrasse ist näher, ja, aber mir fällt erst jetzt auf, dass es mir wohl wenig bringt, in einen von Hecken eingezäunten Garten zu rennen. Am Ende der Treppe angekommen brüllt der Typ aus mir unerfindlichen Gründen noch einmal auf. Plötzlich springt mir von der Seite ein weiterer Kerl in den Weg. Durch das ausgeschaltete Licht habe ich ihn nicht sehen können und er stellt sich schlauer an als sein Kumpel, indem er ruckartig einen Arm um meine Taille schlingt und mich vor seine Brust zieht. Das geht alles so schnell und unerwartet, dass ich es nicht mehr schaffe, meine Arme aus seinem Griff zu ziehen. Die presst er mit Leichtigkeit an meinen Oberkörper. Warum kann ich kein Junge sein?

»Na, wen haben wir denn da?«, höre ich ihn mehr als schadenfroh feixen. Sein erhitzter, nach Alkohol stinkender Atem klebt in meinem Nacken. Ich versuche mich irgendwie rauszuwinden, aber ihn beeindruckt das nicht im Geringsten.

»Lass mich los!«, fauche ich ihn an und kämpfe

nun mit meinen Ellenbogen, was sich aber als aussichtslos herausstellt. Das Licht wird angemacht und ein Typ mit einer Bierflasche in der Hand und der, dem ich vorhin schon im Zimmer begegnet bin, kommen zu uns. Sind die völlig geisteskrank? Erst brechen die einfach irgendwo ein und jetzt halten sie mich auch noch hier fest?

»Du sollst mich loslassen, verdammter Wichser!«, schreie ich und habe in diesem Moment wohl eindeutig mehr Wut als Furcht in der Stimme. Es macht mich so unfassbar zornig, wie man so dreist sein kann. Der Biertrinker lacht auf und der andere, dem ich oben begegnet bin, kommt zu mir. Seine große Hand legt er schmerzlich an mein Kinn und drückt damit meinen Kiefer zusammen.

»Höhenflüge, oder wie?«, feixt er. Ich beiße die Zähne zusammen, obwohl ich eigentlich lieber ihm irgendwas abbeißen würde.

»Scheint ihren Stand wohl nicht zu kennen, die Kleine«, lacht der Kerl, der mich festhält. Wütend werfe ich den Kopf nach hinten, wovon mich nicht mal die Pranke in meinem Gesicht abhalten kann, und pralle mit voller Wucht gegen ein Schlüsselbein oder so was. Wow, das tat mehr weh als gedacht.

»Scheiße!«, entfährt es immerhin meinem Umklammerer und er lockert kurz seinen Griff. Bevor ich das allerdings ausnutzen kann, reagiert

der Mistkerl, der mein Gesicht gerade noch festgehalten hat. Seine flache Hand trifft schneidend meine Wange. Bevor ich wütend aufbrüllen und mich beschweren kann, landet ein Knie in meinem Magen. Stöhnend verliere ich den Halt und würde sich die Umklammerung um mich nicht wieder festigen, würde ich zu Boden stürzen. Meine Beine lassen nach und trotzdem hält das diese verdammten Scheißkerle nicht davon ab, weiter auf mich einzuschlagen. Die Ohrfeige war da ja erst ein erbärmlicher Anfang. Nicht erwähnenswert im Vergleich zu dem, was jetzt kommt. Meinen Kopf lassen sie immerhin verschont, aber dafür bekommt mein Oberkörper ganz schön viel ab. Zunächst versuche ich noch, mich aufzurichten oder wegzukriechen, aber das ist sinnlos. Sie sind zu dritt. Ich kann mich nur noch auf dem Boden zusammenkauern und meine Arme schützend um meinen Kopf schlingen.

»Selbst schuld, dummes Miststück!«, höre ich sie zischen und jetzt weiß ich, warum ich keinen Treffer im Gesicht spüre. Sie wollen, dass ich bei Bewusstsein bleibe. Sie wollen, dass ich alles mitbekomme, jeden einzelnen Tritt spüre. Eine Faust kollidiert mehr als heftig mit meiner Brust. Ich spüre, wie mir übel wird. Wäre das nicht schon erniedrigend genug, spüre ich, dass mein Shirt ruckartig herabgezerrt wird.

»Warum hattest du so 'ne große Fresse, hm?«, knurrt es. Meine Hände werden festgehalten, damit sie mir an die Brüste packen können, was nicht nur schmerzhaft, sondern auch noch unheimlich erniedrigend ist. Oh Gott, bitte, bitte lass sie mich nicht vergewaltigen.

Die Angst ist so einnehmend, dass ich nur noch ein Wimmern hervorbringe.

»Halt's Maul!«, brüllt mir jemand ins Ohr und spuckt mir ins Gesicht.

Mittlerweile kann ich nichts mehr orten oder zuordnen. Da sind so viele Hände, Füße und Ellbogen, die mich demütigen, dass meine Sicht immer wieder verschwimmt und aufklart.

»Kannst ja doch heulen«, lacht mir der Biertrinker ins Gesicht und knallt mir eine. In einem letzten Versuch, Hilfe zu erreichen, schreie ich mit verbliebener Kraft, aber der heisere Ton wird durch eine Hand auf meinem Mund gedämpft. Wie kann man nur so grausam sein?

»Ich hab gesagt, du sollst deine beschissene Schnauze halten!« Schwer atmend, aber mit einem letzten Funken Hoffnung schlage ich meine Zähne in seine Finger und jetzt bin nicht mehr ich es, die wie ein Stier brüllt.

»Die Schlampe hat mich gebissen!«, knurrt er. Noch ehe ich einen verzweifelten Hilferuf hinausschreien kann, packt mich der anscheinende

Anführer dieser kranken Geschichte im Nacken und presst seine Hand auf meine Lippen. Ich kann nicht schreien, nicht mal mehr heulen.

»Sucht irgendwas, mit dem ich ihr das Maul stopfen kann«, flüstert er in meinen Nacken. Es dauert nicht lange, bis die Hand durch irgendein Stück Stoff in meinem Mund ersetzt wird. Meine nackten Fußgelenke werden zusammengebunden und meine Hände folgen.

»Und jetzt?«, höre ich sie sagen. Ich spüre, wie mir aus Angst und Schmerz die Luft immer mehr abhandenkommt und ich den Halt verliere.

»Alter, ich glaube, die wird gerade ohnmächtig«, dringt es nur noch schwach zu mir durch. Auch das Rütteln an meinem Körper hält mich nicht davon ab unterzugehen.